

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altendauer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, 26. Oktober 1239

Nummer 71

Flucht.

Skizze von Pötte Krieger-Hannover.

Am Nachmittag fanden Jris und Christian einen Bauernhof. Sie näherten sich ihm von der Fluchtseite. Die Entzerrte lagen bunt durcheinander. Alles zeigte von der überstürzten Flucht vor den Russen. Die schwere Tür des Haupthauses war verschlossen. Die Fenster lagen hoch, aber es konnte nicht allzu schwierig sein, eines einzubrühen. Christian sah sich nach der besten Gelegenheit dazu um. Aber Jris zog ihn zu den Ställen hinüber.

Hier waren die Türen nur eingeklinkt. Sie traten ein. Zum ersten Male seit der Flucht fühlte Jris wieder Wärme um sich. Es war, als würde sich auf einmal alles mit neuer Wucht über sie.

Zeit gestern schien die Zeit in die Ewigkeit gestürzt — hatte es je etwas anderes gegeben als Flucht, Angst, Tod? Wann war es gewesen, daß Christian sie von dem toten Vater fortzog? Jeder Schritt, den sie zu ihrer Rettung vorwärts tat, ließ ihn einjammern zurück.

Aber während sie lief und sich duckte und wanderte und sich verborg, immer lagen ihre Knie im Strohhaub neben der Leiche des Vaters, und ihre Hände wollten beien — aber Gott war fort aus seinen Himmeln, geflohen war er bis zu den äußersten Enden der Erde. Niemals würde sie ihn wiedersehen. Eine Verberge war Gott, die man nie erreicht.

Es war eine unendliche Müdigkeit über ihr, als sie jetzt da stand und mit leeren Augen zu Christian herüber sah. Er unterfuhr den Stall und schlepte eine Leiter heran, die er zum Heuboden hinauflegte. Er rüttelte daran, ob sie festhielt. „Kommi, Jris!“ sagte er. Sie stiegen hinauf.

Der Boden lag noch halb voll von Heu. Das Dach hatte zwei Fenster, das eine war mit Brettern verstellt. Christian rückte sie zur Seite. Man konnte jetzt über die flache, regennasse Erde sehen. Ein paar Papilien standen wie Aufrufzeichen in der mattblauen Landschaft.

„Wißt Du hier bleiben, Jris?“ fragte Christian. „Dann nehme ich die Nothilfe.“

Sie nickte — ihre Augen kamen nicht von der regennassen Ferne los. Christian ging nach der anderen Seite. Die Nordseite lag hoch in der Wand — er schickte das Heu zu einem Berg davor auf. Ein paar Schwalben, die in den Balken zu nisten schienen, flogen auf, flatterten um Jris.

Christian sah zum Fenster hinaus. Er überblickte den Hof — auch nach Norden zu verdeckte sich das Land nach in den Horizont. Die Bäume warfen ihre Schatten in den langsam dahinziehenden Strom. Der junge Mann nahm den Revolver aus der Tasche. Die Waffe war altmodisch, sie zog ihm die Fingerspitzen schmerzhaft herunter.

„Siehst Du etwas, Jris?“ rief er zu dem Mädchen herüber. Seine Stimme hing tief in den hohen Dachbalken. Das Mädchen drehte sich zum ersten Male zu ihm um. Es hatte lange blonde Zöpfe, die sich halb gelöst hatten. Mechanisch begann Jris sie jetzt zu flechten. „Christian, Jris!“ sagte sie leise. Dann erinnerte sie sich an die Entfernung, die zwischen ihnen lag, und wiederholte noch einmal lauter: „Mein, Christian, nichts.“

Sie hatten seit vierundzwanzig Stunden nur leise miteinander zu sprechen gewagt.

Nichts Bedächtigtes zeigte sich. Christian verließ seinen Platz und ging zu Jris hinüber. Aus den Winkeln des Dachbodens begannen die Schatten zu kriechen.

Das Mädchen stand unbewegt vor dem Fenster, das Gesicht lag bis in die Rippen, die Augen sehr dunkel.

„Warte, Jris?“ fragte der Junge.

Sie schüttelte langsam den Kopf. Sie schien ihm fremd.

Sie waren von Kindheit an Spielgefährten — vor einem Jahr oder zweien hatten sie sich noch geprügelt.

„Hast Du Hunger, Jris?“ fragte er leise. Um ihre Lippen spielte es — aber sie schüttelte wieder den Kopf. Ihm war elend zumute.

„Ich will leben“, sagte er. „Wir müssen etwas essen, wenn wir heute nacht durchwandern wollen. Bleibst Du hier?“ Es war kaum eine Frage. Er begann schon Heu herbeizuschleppen. „Du kannst mich begleiten. So kannst Du auch aus dem Fenster sehen. Geh auch mal an das andere, ja? So, siehst Du —“

„Und Du, Christian?“

Er wurde rot. „Du brauchst Dich nicht zu fürchten, Jris. Ich bin bald wieder da. Ich glaube nicht, daß sie bis hierhin gekommen sind.“

Eine Halte erschien zwischen ihren Bräuen. „Ich fürchte mich nicht“, sagte sie. „Doch lag mir der Revolver da!“

„Aber — Jris!“

„Du mußt — soll ich ihnen so in die Hände fallen?“

Sie stand still vor ihm. Ihre Augen brannten.

„Ich muß tun, was sie will“, dachte er. „Sie ist ganz hin.“

„Arme Jris!“ Er legte ihr die kalte Waffe in die Hände. „Liebe Jris —“ sagte er warm.

Sie nickte zögernd. „Geh nur jetzt, Christian!“ sagte sie.

Er stieg langsam die Leiter hinunter. Unten umring ihn der warme Stallstall. Es roch gut nach trockenem Mist. Das kleine Tier mehr da waren! Es hätte Jris getrotzt...

Das Mädchen lag im Heu vor der Luke. Die Dämmerung löste alle Linien und begann die Dinge ineinander zu schatten.

Plötzlich flog eine Schwalbe wieder auf und kreiste in niedrigen Flügen über dem Boden. Geisterhaft sah es aus. „Vogel des Todes“, würde Mascha sagen — wo war Mascha?

Vielleicht lag sie auf ihren Knien vor Schränken und Trüben und nahm, was ihr gefiel. Ein anderes Gesicht hatte Mascha bekommen, seit man auf die Kissen wartete. Das Gesicht, das über Jris' Kindheit gewacht hatte, war fort, nebelhaft aufgelöst, als sei es nie Wirklichkeit gewesen. Gefährlich, fremd schimmerte es unter der getrübbten Oberfläche heraus.

Jris fühlte ihr Blut mit kleinen Dämmern in ihren Ohren klopfen. Alles war von ihr gerückt. Wieviel kleine, zärtliche Namen hatte sie für ihren Vater gehabt! Nun flatterten sie wie lose Blätter durch die Luft, die sich irgendwo zur Ruhe legen. Keines wagte sie ihm mehr zu schenken. Nun im Tod war es nur noch „der Vater“, der am Strohhalm lag. So kam der Tod zu ihm. Die Luft summte von einer verirrten Angel. Da warf er die Arme hoch und drehte sich einmal um sich selbst in einem unheimlich-lächerlichen Tanzschritt — dann sagte er in sich zusammen, mit dem Gesicht in den weichen Lehm. Sie drehten ihn um und säuberten ihn von der grauen Masse. Da war er tot gewesen. Sie hatte ihm ihr Tuch über das Gesicht gedekt.

Ob der Regen ihn wohl schon sehr durchnäßt hatte? Sie sah noch immer seine Stiefel, sie lagen so gerade nebeneinander. Sie konnte nicht weinen — warum konnte sie nicht weinen?

Sie hatte sich jetzt aufgesetzt, die Knie hoch hinaufgezogen — hielt sie mit ihren Armen umschlungen. Sie wandte dem Fenster den Rücken. Wieder lehnte die Schwalbe zurück und setzte sich vor ihr den Boden mit ihren Flügeln.

Langsam begann die Dämmerung aus allen Ecken zu wachsen. Das Heu düstete noch stärker. Jris sah auf den Revolver, der neben ihr lag. Er hatte dem Vater gehört. Der Mann blinzelte wie dunkles Silber. Er lag da wie ein fremdes

Die letzte Frau/ Skizze von Josefa Meh

Dogan hatte beschlossen, das Leben zu verlassen. Es konnte ihm nichts mehr bieten. Hatte es ihn bis jetzt enttäuscht, würde es ihm auch keine Erfüllung in der Zukunft bringen.

Wenn er daran dachte, morgen wieder aufstehen, sich anziehen zu sollen, nur um einen neuen Tag zu durchleben, der ihm nichts bot als Ausfüllung der Stunden, so ersah er ihn lähmende Müdigkeit. Und nun machte er einen letzten Versuch in der trüben Zeit zwischen Herbst und Winter, die seinen Lebensüberdruß nur steigern konnte, diese Lebensmüdigkeit zu bekämpfen, sich über sie hinwegzubringen, indem er die Stadt verließ, um im Gebirge die Natur noch einmal auf sich wirken zu lassen.

Aber sie wirkte nicht mehr auf ihn.

Er hatte Aufenthalt in einem Hotel genommen; denn er wollte diese vielleicht letzten Tage in gepflegter Umgebung verbringen, unbeschwert von den kleinen Unannehmlichkeiten, die Mangel an guter Bedienung oder weniger gute Verpflegung mit sich bringen.

In diesen Spätherbsttagen klang der Betrieb des Hotels ab. Tag um Tag verschwanden Gäste, Läden drängten ein, bis Dogan als letzter Gast zurückblieb.

Das Wetter war immer noch schön: farbenreiche, leuchtende Tage, die von Morgennebeln freigegeben und von Abendnebeln eingehüllt wurden.

Doch das verführte Dogan weiter nicht. Er fühlte den Zeitpunkt fast, an dem er verschwinden wollte. Ja, verschwinden! Er wollte sich auflösen, ohne Spuren zu hinterlassen. Deshalb hatte er sich eine besondere Art des Todes gewählt. Von früheren Verabredungen her kannte er im nahen Gebirge eine Felspalte, die leicht zu erreichen war, eine farnartige Öffnung, in die er sich hinabstürzen wollte. Ein tödliches Gift war bereit, vorher genommen zu werden, damit er nicht etwa mit gebrochenen Gliedern, noch lebend, dort unten liege. Ein hinterlassener Brief würde besagen, daß er freiwillig aus dem Leben geschieden sei und daß Nachforschungen sich erübrigten.

Er beschloß, am nächsten Tag zur Dämmerzeit, die eben noch Licht genug bieten und ihn zugleich vor neugierigen Blicken bewahren würde. Diesen Weg zu gehen. Er begann logisch seinen Koffer zu packen, gewohnheitsmäßig mit größter Sorgfalt wie für eine längere Reise.

Dann schrieb er die Briefe, die geschrieben werden mußten. Einen Grund für seinen Lebensüberdruß gab er nicht an. Wen konnte das interessieren! Die Zeit zum Mittagessen war herangekommen, der Gang ertönte.

Er nahm seinen gewohnten Platz an der Fensterseite ein. Nachdem der Kellner die Tasse aufgetragen hatte, verschwand mit ihm das einzige Leben aus diesem riesigen Saal. Dogan selbst erschien sich wie ein Automat, der nur noch funktionierte, um vorgeschriebenes Penum abzumessen. Sein Blick durchdrang den leeren Raum, der in seinem Weiß, Rot und Gold kalt, unerschütterlich wirkte.

Plötzlich wurde er aufgeschauelt. Eine Dame, wohl lautlos auf dem weichen Teppich herangekommen, sah jetzt wieder auf ihn an einem Tische. Er sah ein gutgekleidetes Pärchen; das zurückgebliebene Paar lag glatt am Kopf an, ein schlanker Mann hing lässig über. Unausgesprochene Worte zeigten die Frau von Geschmack. Das vom Leben schon leicht gezeichnete Gesicht ließ keine Mißverständnisse zu. Die dunklen, länglich geschnittenen Augen blieben ruhig durch die Glaswand und schienen mit Wohlgefallen das gebotene Bild in sich aufzunehmen, bis sie durch den Kellner unterbrochen wurde. Nichts an dieser Frau wirkte auffällig; sie fügte sich in den gegebenen Rahmen mit der Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit einer Dame von Welt.

Nichts hätte Dogan, dessen Leben reich durchgelebt gewesen war mit Frauen, an dieser Frau mehr zu fesseln vermocht,

dennoch verlor er sich an ihrem Anblick, denn es kam ihm zum Bewußtsein, daß dieses wohl die letzte Frau sein würde, die ihm im Leben begegnete.

Die Dame, die seine Aufmerksamkeit bemerkt hatte, ließ sich dadurch nicht stören. Dogan beobachtete, wie sie mit Anmut die Speisen entgegennahm. Zwischen durch ließ sie ihre Blide immer wieder über die Landschaft gleiten.

Nach beendeter Mahlzeit erhob sich Dogan und verbeugte sich leicht gegen die Dame, die noch bei der Nachspeise war. Sie neigte ihm wenig den Kopf und lächelte. In diesem Lächeln lag keinerlei Aufforderung, kein Annäherungsversuch; es berührte angenehm und unverbindlich.

Nur keinen Aufenthalt mehr! dachte Dogan. Er sah noch, wie die Dame sich erhob und ans Fenster trat.

Er ging in den Garten hinab. Er hätte nicht zu sagen vermocht, aus welchem Grunde; denn bisher hatte er diesen Garten nicht beachtet. Noch hielten die Bäume gelbes und rothfarbnes Laub, doch schien der blaue Himmel schon durch stark gelichete Kronen.

Er ging auf sein Zimmer, ordnete Papiere und schrieb auch schon den Brief an die Hoteldirektion. Alles kurz und sachlich. Er fühlte sich bereit, ja, beschwingt fühlte er sich. Als er beim Abendrot im Speisesaal saß, vermehrte er plötzlich die Dame, an die er bisher nicht mehr gedacht hatte. Vielleicht war sie nur ein vorübergehender Gast gewesen und nun in eine Zukunft verschwunden, die ihm für immer fremd bleiben würde. Nach der Mahlzeit rauchte er ein paar Zigaretten im Rauchsalon, durchblätterte eine Kunstzeitschrift, dann ging er durch ausgeführte riesige Korridore über versteinerte, erstarnte Treppen in sein Zimmer zurück. Um seine Gedanken nicht über sich Herr werden zu lassen, griff er nach einer Zeitung.

Das erste, was Dogan am frühen Morgen ins Auge fiel, waren die sonnenbelegten Berge. Sie stiegen ihre von Neuschnee verüllerten Hörner in ein tiefes Engjannblau und dieser Anblick erschien Dogan zum erstenmal großartig. Er überlegte, warum ihn das heute berührte, und kam zu der Einsicht, daß er ganz einfach am Abend vergessen hatte, die Vorhänge zuzuziehen, und daß der Anblick so früher Morgenstunden ihm fremd war.

Das Frühstück wurde ihm auf der Loggia serviert; er verzehrte es mit gutem Appetit. Dann nahm er ein Fernglas, um die Seite des Berges aufzuklären, an der sich die Felspalte befand. Sein zukünftiges Grab. Er las noch einmal das gestern Geschriebene durch, fand in einem Schubfach noch Kleinigkeiten, die er in einen Koffer packte, und verschloß ihn dann sorgsam. Als er den Koffer mit seiner augenblicklichen Adresse sah, fuhr es ihm durch den Sinn, daß er seine nächste Adresse angeben müsse. Dann wuschte ein Lächeln nieder Gedanken fort: Er hatte keine Adresse mehr. Er legte das Geld für die gestern gefandene Rechnung und das Trinkgeld für das Personal bereit.

Dann geriet er den an die Hoteldirektion geschriebenen Brief. Es hatte seinen Zweck, sie wissen zu lassen, daß er seinen Leben ein Ende machen wollte. So schrieb er jetzt, daß er abreisen müsse, vielleicht noch einmal zurückkomme und daß, falls er bis nächsten Montag nicht wieder da sei, man sein Gepäck da und da hinführen möge. So war es besser. Niemand, höchstens einmal die Steuerbehörde, würde nach ihm forschen. Er durfte in Ruhe verschwinden.

Dann war wieder die Effizienz herangekommen. Denkmalsmahlzeit! dachte er. Und es flog ihm durch den Sinn, daß die sich Nidenden sich das Mahl selbst wählen durften. Das war ihm stets als grausame Ironie erschienen. Der Fasan mit Weißkraut schmiedete ihm ausgezeichnet. Er trank einen erlesenen Wein dazu.

Plötzlich, ein wenig in Eile, ob ihrer Verspätung, kam die Dame von gestern den schmalen Weg zwischen den Felsen

entlang. Sie grüßte Dogan mit dem Lächeln der Freundlichkeit. Ihr Anblick verurteilte ihn wohlgefallen. Von Liebe oder Verliebtheit konnte nicht die Rede sein.

Trotzdem konnte er sich nicht verhehlen, daß etwas Wohlthuendes von dieser Frau ausging. Eine weitere Wirkung hatte sie nicht auf ihn, der sich jetzt schon allen Frauen, allen Menschen fern fühlte. Er dachte, morgen um diese Zeit wird sie wieder dort sitzen und mit den gleichen Bewegungen speisen. Alles um sie her wird sein wie heute; nur ich werde über den Rahmen dieses Bildes hinausgelangt sein.

Die Dame war mit ihrer Mahlzeit noch nicht zu Ende, und Dogan blieb, ihm unbewußt, sitzen, um abzuwarten, bis sie sich erhob. Dann kam ihm das Lächerliche seines Benehmens zum Bewußtsein. Er stand schnell auf und verließ den Speisesaal.

Die nächsten Stunden verbrachte er auf dem Siegestuhl seiner Loggia, die Berge betrachtend, über die sich Nebel und Wolken hingogen, um sich wieder zu verflüchtigen, ein immer wechselndes Spiel.

Als ob die Sonne ihm noch einmal dazumal wolle, was sie vermochte, durchleuchtete sie plötzlich alle Nebelflöhe, daß sie wie Silber um die blauen Berge hingen, während kleine Wolken wie Rosenkränze über die grünliche Fläche des Himmels glitten, um in einer violetten Wand zu verschwinden.

Dogan erhob sich, um in einer violetten Wand zu verschwinden. Er griff nach Hut und Stock, überlegte einen Augenblick und ließ dann die Handschuhe liegen. Einen leichten, lachlich-musterten Blick warf er noch durch den Raum. Dann verließ er das Hotel.

Als Dogan die Felspalte erreicht hatte, die nur wenig abwärts vom begangenen Wege lag, war er ganz kühl und ruhig, nur auf das eine Ziel gerichtet, sein Leben gut auszuführen. Er schob alle Gedanken zurück und konzentrierte sich nur auf den einen Punkt. Er entnahm seiner Tasche ein Fläschchen. Als er es eben entlocken wollte, hörte er ein Geräusch. Das geht mich nichts mehr an, dachte er. Entfortte das Fläschchen und wollte es an den Mund führen.

Da hörte er einen Hilferuf. Er hielt ein und horchte. Das war eine Frauenstimme. Er ging der Richtung des Rufes nach. Er brauchte nicht weit zu gehen, da sah er einen Körper quer über dem Weg liegen.

„Verzeihen Sie, ich hörte Geräusch, da dachte ich... ich bin nämlich beim Abstieg ausgerollt und gestürzt, ich glaube, ich habe den Fuß gebrochen, und fürchte, die ganze Nacht hier liegen bleiben zu müssen.“

Es war die Dame aus dem Hotel.

Als lägen Jahre zwischen eben und jetzt, waren Dogans Gedanken an seinen Tod verschollen. Er dachte nur noch, wie ihr zu helfen sei bei der beträchtlichen Höhe und Finsternis. Er umfasste sie, brachte sie zum Stehen. Dann geleitete er sie Schritt für Schritt den Berg hinab, trug sie fast.

Sie kamen, ohne daß sie fremde Hilfe brauchten, bis zum Hotel. Der Fuß schien nicht gebrochen zu sein. Dogan geleitete die Dame auf ihr Zimmer, klingelte dem Stubenmädchen, gab Anweisungen.

Die Dame dankte ihm und sprach die Hoffnung aus, ihn morgen zu sehen. Er würde einen Arzt benachrichtigen, sagte Dogan und ging. Einen Augenblick blieb er vor der Außentür des Zimmers stehen. Ein leichtes Schwindelgefühl überkam ihn. Er sah plötzlich die Felspalte sich dunkel vor ihm auftun. Unwillkürlich griff er nach dem Fläschchen mit der Giftdosis. Es war nicht mehr da — er hatte es wohl, als er den Hilferuf hörte, fallen lassen.

Langsam ging Dogan seinem Zimmer zu, öffnete, trat ein. Er sah seinen Koffer, den Brief an die Direktion. Er nahm ihn und geriet ihn langsam...

Der Chef hatte das Mädchen scharf beobachtet. „Sie brachten mir die Wäsche gestern, wenn ich mich nicht täusche?“

„Ja“, antwortete sie auf, „meine Mutter.“

„Ist eine brave Frau, ich weiß. Wäscht für mich seit Jahren. Gute Leute, Herr Polizeikommissar, könnte mich verurteilen.“

„Nicht mehr nötig. Personalien festgestellt. — Jetzt Sie, mein Herr. Also Lithograph? Na, schön, und die zweite Nummer 53 789 wurde zugelassen eine — eine Meisterprobe ihres Könnens, wie?“

„Bedauer“, sagte der, „die Probe wäre erst noch abzulegen.“

„Ewa, wie aus einer 3 mit guter Tuschje eine 8 entsteht, ha?“

„Kleinigkeit. Der Zufall will, ich habe alles da, die Tuschje, meine Feder — wenn die Herren mit dazu ein taugliches Objekt.“

Etwas außer Fassung wies der Chef auf die 3 von 53 789 „Bitte!“

Es klopfte. Ein alter Herr, der herbeigerufene Sachverständige für Notendruckerei. Er sah dem Lithographen zu, der schon begonnen hatte. Atomlosigkeits ringsum. Minuten rannen. Der Lithograph paffte: „Fertig!“

Der Sachverständige hob das Los an das Licht. Unglaublich diese Acht! Er packte das andere Los darunter, ein Punkt, Licht flammte dazwischen auf. „Jetzt wird sich die zweite Acht enthüllen. Schmunzlos. Nicht das erstmal, meine Herren!“

Strich er an dem grauen Bart herum, daß — wieviel fähiger hab ich schon entlarven müssen. „merkwürdig, die zweite Acht ist echt, das Los ist es auch — Beide Lose echt — man sollte die Staatsdruckerei —“

„benachrichtigen?“ sagte ein Mann in der Tür, „ist geschieden — bin der Leiter — weiß Bescheid, warum es geht. Hier das amtliche Druckprotokoll: Während des Druckes brach ein Zahn der Nummeriermaschine. Es wäre durch ein Zusammenstoßen von fünf, sechs Umständen nicht ganz ausgeschlossen, daß nach dem Zahnbruch eine Doppelzahl —“

„Bei welcher Nummer brach er?“ fragte der Kommissar scharf.

„Bei Nummer — Nummer — hier steht's im Protokoll 53 789 und —“

Ein Aufstehen, ein Lachen lief durch den Raum. „Nichts zu lachen, bitte, meine Herren!“

„Stimmt, für den Staat, der jetzt die Nummer zweimal auszugeben hat“, lachte der Chef, „bessere Sache, doch juristisch unannehmbar — kommen Sie zur Rasse, Fräulein! Sie sind Herr Lithograph — stellenlos, nicht wahr?“

„Leider“, paffte dieser seelenruhig.

„Sie sagten doch, Herr Direktor“, meinte der sachverständige Weißbart, „Sie brauchten in den Druckereien einen erstklassigen Lithographen —“

„und talblättrigen Zigarettenraucher“, lachte der Chef, „stellen Sie ihn an. Was er zu viel an Zuerstigkeit besitzt, hat dieses Fräulein hier zu wenig.“ Wie war's mit einem Ausgleichstrunk hinter dem Anstoß? Und zum Trost, daß er nichts erreichte, ladet der Kommissar ein.

„Ach, Lithograph!“ Es klang wie: „Da hätten wir den Bozel also.“

gefährliches Tier. Sie nahm ihn auf. Sie froh bis in die Fingerspitzen. Die dunkle runde Mündung schenkte sich zu erweitern. Die Sinne des Mädchens verwirrten sich — weiter wuchs die Söhlung — es war der Mund des Todes, der gierig offen stand nach seiner Beute.

Wieder kam die Schwalbe aus dem wachsenden Schatten und flog — selber ein Schatten — an ihr vorüber, streifte sie mit ihren Federn.

Der Mund des Todes stand offen — eine dampfende, schnappende Söhlung, die ihr Opfer wollte.

Jris stand auf — wie gezogen. Ihr Kopf schmerzte zum Zerplatzen. Ihre Augen brannten. Der Tod lag auf der Landstraße — am Grabenrand. Mit starr ausgerichtetem Stiefeln lag er im frömenden Regen. Der Tod war um sie, griff nach ihr.

Und wieder wachte es heran in schrägem Flug. Jris schrie hell auf. Ihre Hand umklammerte den Revolver. Ein Schuß knallte — rasselte von den fernen Enden der Scheune wieder. Leise sank etwas zu Boden.

Die Stalltür wurde zugeworfen — Schritte eilten die Leiter herauf. „Jris, Jris!“

Christian lief zu der schattigen Gestalt, die auf dem Boden zusammengeklammert war. Er kniete neben ihr. Sie hielt in der Hand ein grauhaariges geflecktes Eiwas.

„Christian! — o Christian!“ Sie sah ihn jammernd an. Plötzlich begannen ihre Augen zu weinen. Ohne daß sie es zu merken schien, löste sich eine Träne nach der anderen und rollte über die schmalen, blauen Waden. Leise nahm Christian ihr das vernichtete Leben des Vogels aus den Händen.

Zweimal 53 789.

Skizze von Fritz Müller-Partenkirchen.

Es war, wie immer, bei der großen Ziehung: der weite Saal war schwarz gefüllt. Früher hatten sich nur Possessoren eingestellt. Dann aber hatte sich's herumgesprochen, daß einem Amosenden noch nie ein nennenswerter Gewinn zugefallen sei. Flugs ward ein Geheiß daraus: Draußen bleiben. Die meisten also standen auf den Gängen und Treppen und warteten, bis von drinnen die dicken Treppentürme herausgegeben wurden.

Mit schneuem Flüstern ging der Millionentreffer über Gang und Treppen, Hof und Straße. Auch die Hunderttausender begegneten noch leiser Euphorie. Die Fünftausender sagten man sich laut. Bei den Zehntausendern schluderte der Mund. Die Zehntausender gah man gäbend weiter: „Dreihundertfünftausend — noch — siebenhundertneunund — noch — noch —“

„Neunund w a s?“ schrie es aus einer Wandnische an der Treppeneinfahrt, neunundw a s.

„undachtzig!“ kam es widerwärtig, beinahe murrend.

Ein rascher Mädchenblick flüchte zwischen Sprecher und einem ausgebreitet in den Blickbalken gehaltenen Lose hin und her. „hab' ich — hab' ich — o Mutter!“

Der Schuß in der „Todeskurve“.

Skizze von H. Schöneberg-Rodenbach.

Vor „Hallers Todeskurve“ stand die Menge der Rittmeister. Die sogenannte Todeskurve war ein Hochkörper aus starkem Stahlblech, auf dessen Innenfläche Motorradfahrer in irrsinnigem Tempo ihre Kreise zogen. Fred Haller, der Besitzer des Unternehmens, stand im Lederzeug, den Sturzhelm im Arm, selbst vor der Menge und erklärte hier den Nerventypus, den sie bei ihm zu gewärtigen habe. Unten in der leeren Manege befanden sich zwei Personen, ein dunkelhaariges Mädchen und ein junger Mensch südlichen Typs, beide an ihrer Lederkleidung als Fahrer des Unternehmens kenntlich. Der Mann baskelte, auf den Absätzen hockend, an einer der drei Rennmaschinen. Ein fester Griff des Mädchens nach seiner Schulter riß ihn zurück.

„Laß die Kettenhaken in Ruhe, Pucciali! Freds Maschine geht Dich gar nichts an.“

Der Mann sprang auf und drängte sich dicht vor das Mädchen. „Mach mich nicht wahnwitzig, Lola!“

„Ich mach es nicht — Du bist es, Pucciali.“

„Er ist nicht Dein Mann“, fluchte der Fahrer mit einem hohlerfüllten Blick zum Eingang hin, von wo Fred Hallers Stimme hereinklang.

„Das geht Dich gar nichts an, Pucciali.“

„Er mißhandelt Dich.“

„Unfinn!“

„Ich höre Dich weinen... in der Nacht... im Wagen.“

„So, hörst Du? — Man weint schon einmal... aus Mitleid, wie das weiß ich!“

Ein gellender Befehl ertönte, das Zeichen für den Fahrer, auf knallender Maschine vor dem Publikum zu erscheinen.

„Lola, ich liebe Dich mehr als...“

„Vorwärts, tritt die Maschine an!“

„Ich dulde es nicht mehr...“

Das Mädchen legte dem Fahrer begütigend die Hand auf die Schulter. „Sei nicht töricht, Pucciali! Bring Dich nicht um Arbeit und Brot! Fred bezahlt Dich anständig. Ein Wort von mir, und Du liegst auf der Straße.“

„Ist mir ganz egal.“

„Mädchen, kommst Du zu Duzenden haben, schönere als mich. Sie verrenken sich den Hals nach Dir.“

„Ich will sie nicht, ich will Dich!“

Zum zweiten Male ertönte der Gong, befehlend noch.

„Los, Pucciali, raus auf die Bretter!“ — Das war nicht mehr die begütigende Stimme der Kameradin und Mitfahrer, das war die scharfe Befehlston der Direktorin. Der Fahrer warf die Hände, warf mit einem einzigen wilden Tritt auf den Motor, der die Maschine an und fauchte unter ohrenbetäubendem Getöse den Laufsteig hinauf vor die Menge. Lola aber verschwand, ehe sie selbst auf der Maschine droben erscheinen konnte, einen Augenblick im Wohnwagen.

Der geschultes Ohr, das auf die feinsten Unregelmäßigkeiten der Maschinen zu horchen gewohnt war, hatte ein seltsames Geräusch aufgefangen.

Die Zuschauer strömten herein. Die Vorstellung begann. Pucciali drehte als erster ein paar Runden, die ihn kaum über die Mitte der Kurve hinausbrachten. Dann kam Lolas Nummer. Im Achtzigsterteltempo raste die „Verächterin des Todes“ in der Kurve umher, zog Schleißen, hinauf, hinunter, daß den Zuschauern die Augen tränen und sie das lärmende Mädchen mit überwältigendem Beifall belohnten. Danach fuhr Fred selbst, der fentische Ringer drehte, also vollständig mit dem Kopf nach unten hing. Den Abschluß der Veranstaltung bildete die „Todeskurve“, das gleichzeitige Rennen zweier Fahrer. Lola flüsterle dem Geliebten im letzten Augenblick zu: „Sieh Dich vor! Pucciali rast vor!“

„Fertig!“ — Die Motoren dröhnten auf. Gang, Startschuß, Gas! Dröhnende Explosionen. Was weg! Schall, Wollgas! — In einer Wolke von Staub und Wollgas raste die Fahrer wie Schall auf der Innenkurve der Kurve entlang. Immer höher, immer schneller. Jetzt Kurven... hinauf, hinunter. Noch schneller. Nun mochten hundert Stundenkilometer erreicht sein. Jetzt kam das gefährliche Ueberholen, einmal, zweimal, dreimal! — Das Publikum wachte nicht mehr, welcher Fahrer vorn lag.

Ein Knall aus Lolas Startpistole: Der letzte Akt begann, das gleichzeitige Kopf-Unter-Fahren. Mit Wollgas die Wand hinauf, Gas weg! Senkrecht hinunter, wieder Wollgas. Mit 120 Stundenkilometern flogen die beiden in Abständen eines halben Stundenkilometers hintereinander her. Es war genug. Lola hob die Pistole: Schuß! Zündung weg! Leerlauf! — Doch nur eine Maschine verstopfte, die andere raste mit höchster Tourenzahl weiter, überholte — nur um Haarsbreite wich der Vordermann dem Zusammenstoß aus. Bruchteil einer Sekunde — dann brüllte auch die zweite Maschine wieder unter Wollgas auf. Haller wachte, was vorging: Pucciali wollte ihn rammen. Und das bedeutete sicheren Tod. Doch schon hatte er wieder den halben Stundenkilometer zwischen sich und seinen Gegner gebracht. Im tollen Wirbel ging das Duell auf Leben und Tod vor sich. Zweimal noch gab die Pistole das Schlußgeschloß. Unisono. Das Publikum spendete lärmenden Beifall. Es glaubte an eine Zugabe.

Übermals hob Lola die Hand, diesmal gellend. Ein peitschender Pfiff ertönte... donnernder Knall eines platzenden Reifens... hundertfacher Pfiff in der Zuschauermenge. In der Todeskurve wälzten sich in unentwirrbarem Knäuel Rab und Mensch zwischen Wand und Wand. Einer der Fahrer war insoweit plattgewalzt, ein Reifen gestürzt, der andere zog keine Kurve, langamer werdend, weiter, bis das blutige Knäuel unter ihm rubig lag. Dann landete auch er.

Pollisten räumten die Manege. Sanitäter trugen den toten Fahrer weg. Fred Haller brauchte lange Zeit, bis er die im Weintrampf sich schüttelnde Lola beruhigt hatte. Er glaubte an einen Unfall, wie er tausendfach im Artistenleben den Ausschlag gab.

„Das war der Zufall“, gestand die Weinende. „Du weißt, mein Vater war Kunstfischer. Tausendmal schoß er mir den Apfel vom Kopf. Ich lernte es auch. Es war keine Kunst, das hinterher zu treffen.“

Drei Tage später folgten zwei stumme Menschen einem Gange. „Er war ein furchtbarer Fahrer“, sagte Fred Haller, schabte, daß ihm die Zähne die Vernunft raubte.“

Lola schmückte das Grab mit erdrückender Blumenfülle.



Angst.

Skizze von Karlberg Arens-Effen.

Der Leutnant von Terendoff war von Ostafrika heimgekehrt, wo er den Krieg mitgemacht hatte. Jetzt sitzt er in der Manege des väterlichen Gutshauses und blickt träumerisch vor sich hin. Die Damen haben sich zurückgezogen. Die vier Herren sitzen schweigend. Der Leutnant hat den ganzen Abend von den Tropen erzählt, den Kämpfen, den Schwarzen und, was die Herren besonders interessierte, von seinen Jagderlebnissen.

Am Tisch führt der Strejwoser, der alte Glasenapp, den Vortrag. In das rotebraune Leder seines verwitterten Gesichtes sind viele scharfe Falten eingeschrieben. Er raucht behaglich seine Zigarre und blinzelt mit den scharfen, kleinen Fuchsaugen wohlwollend dem jungen Afrikaner zu. „Verfluchter Bengel“, denkt der alte Glasenapp wohlwollend. „Das mit dem alten Bist von Löwen war wirklich fein. Alle Hochachtung!“

„Eag mal, mein Junge“, sagt er dann laut, „hast Du denn niemals — so'n dicken, na, so'n kleinen Frost gekriegt. Hand ausstreck, sag's mal, mein Junge!“

Alles blickt erwartungsvoll dem Leutnant an. Dieser zögert eine Weile, alsdann beginnt er: „Na ja — ich muß offen sagen — einmal habe ich — na, sagen wir's nur — Angst gehabt. Und zwar eine heisse, schreckliche Angst — ich mag gar nicht daran denken! Das war, bevor ich nach Afrika ging. Ich war noch vier Wochen in den bayerischen Bergen und in der Schweiz, und da, so Anfang August war's, Morgens“

Die Wasser steigen!

Skizze von Werner Krüger-Hamburg.

Als der breite Steben des Schlichtmannschen Fischerbootes um die Wellenform Nordostnase drehte, war die weite, weite See blau, unendlich blau, ein Blau, das sich stahlblau und immerzu leuchtend in die Augen bohrte. Klaus Schlichtmann lag mit hochgetrempelten Knieen am Heck und lauschte dem Knistern der Leinwand über ihm.

Tann reifte er das Segel auf klein, schmächtig das Ruder lehvarts und stieß die Riemen gegen die Kielkante. So kam er zum Strand.

Die dort saß, im ärmelosen Kleid, mit hochgerastem Rock und nackten Beinen, drögen die Haut und die Augen stahlblau schimmernd und — ach, — genau so hart schneidend wie das Meer, die hatte er sich einst beim Fufumer Schießen geholt. Eine Wellenform war's, von der Nachbarhalla, geknietes Kind eines Hochseffisches, an dessen Tisch der tote Dering noch ängstlich sich krummte, weil zwölf Hände gierig zu gleicher Zeit nach ihm griffen. Konnte man's der Deen verdanken, daß sie hinauswollte aus dem stinkenden Loch mit den quabellenden Goren? Konnte man's?

Über ihr Haar, ihr wundervolles, goldenes Haar! Feuchte Tropfen schillernd darin, feuchte Tropfen wie Geschmeide. Und Klaus trat sie mit seinen Waden.

„Wiebke!“ rief er, und der Ruf kam tief aus seiner Brust, so wie wenn man lange an etwas Süßes gedacht hat — und dann, ja dann, ach, dann steht es vor einem. Doch dann wurde sein Blick dunkel und hängend, und er stieß sich über den Sand zu ihr und beugte sich vor.

„Wiebke, er kommt!“

„Wer?“ fragte sie und fuhr kurz hoch.

„Heute früh bekam ich den Brief und jetzt, jetzt gegen Abend, da wird er da sein, der Bruder. Eben jäh!“

„So“, sagte sie und zernagte ihre Unterlippe, „so — nett, wunderlich!“ Das hat gerade noch gefehlt.

Er ballte die Fäuste, „Himmel, nein, — kann ich es denn ändern? Ihm gehört doch das Haus. Ich hab' es nur verwaltet. Er ist der Älteste. Bis er kam...“

Das Mädchen stieß mit dem Fuß gegen die Muscheln, daß sie weit in das Meer tollerten. „Und wir, Klaus?“

„Ich weiß nicht...“ fragte er still und voll Angst.

Da sprang sie auf, „Gahr zu, armer Fischer, es gibt mehr von Euch. Ich hab' lang genug gehungert.“

Seine Zähne knirschten, „Wiebke!“ Es klang wie ein Schrei.

„Wiebke!“ Da kam sie heran und beugte sich tief herab zu ihm im Boot. „Das kann man doch ändern, nicht? Kann man nicht?“

Die Fufumer Rede war voll eifrig hastender Menschen, und so konnte sich Klaus hinter großen, hohen Koffern, hinter Kautschuk und Häuten verbergen. Er lag den Bruder über die Waden, gab keine harte Gestalt im abgetragenen Seemannszeug, las seinen wiegenden Gang.

Aber Klaus biß die Zähne zusammen und blieb hinter den Häften. Bis der andere vor ihm stand. „Klaus! Hast Du mich doch abgeholt, Klaus? Wieder Bruder Klaus!“

„Georg“, rief er, der Fischer und legte seine Hand zögernd in die des Bruders. Aber seine Lippen waren bläulich und zitterten. So schritten sie die Treppen hinauf zum Haus, wo des Fischers Boot lag. Hinter ihnen heulte die Strenge des Dampfers. Und vor ihnen stoben die Wellen auf mit höchlichem Schrei. Vor dem Boot blieb Georg stehen. „Hast Du noch etwas zu befragen, Bruder?“ Und er, in Stimm, grübelnd, murmelte: „Ja!“

„Weißt Du“, sagte der Ältere, „ich will heute noch über das Wattenmeer. Ich will alles wieder sehen, wonach ich mich so gelehrt. Den Dampfer und die Dampfer, das Tenselrad und den Wollenhügel, alles — ach, Du, ich hab' mich so danach gelehrt. Bruder.“

Klaus starrte mit zusammengekniffenen Augen in die Wellen, die vor ihnen. Dort hinten lag schwarz in rotem Licht der Springflut. In einer Stunde war's da...“

„Ich glaube, es dauert noch über zwei Stunden bis zur Zeit“, sagte der Ältere. „Ich weiß das zwar nicht mehr so genau, ich war zu lange in den amerikanischen Gewässern. Aber der Himmel sieht gar nicht so schlimm aus, wie?“ Klaus aber schweig.

früh weg von Lauterbrunn, von da auf Wattenalp, wieder runter, dann nach Wengeralp — immer zu Fuß — da mochte ich gegen sechs Uhr abends sein. Ich hatte mich etwas ausgeruht und konnte mich nicht von dem überwältigenden Anblick der nahen Jungfrau trennen. Ich mußte aber allmählich noch aufbrechen, wenn ich an dem Abend noch Grindelwald erreichen wollte.“

Der Weg führt über magere, graue Matten längs der Bahndamm. Nach einer halben Meile führt der letzte Zug an mir vorbei. Die Matten werden erleuchtet. Ich sah noch die schimmernde Masse des fernen, langsam steigenden Juges — da verschwand er in einem Tunnel. Das Klappern der Räder wurde immer leiser, dann war es ganz still. Ich schritt durch die immer tiefer sinkende Dämmerung. Dann flatterte ich den schmalen Weg hinab in das düstere Tal von Grindelwald. Der Weg veränderte kaum mehr diese Bezeichnung. Mein rechter Arm streifte die Felsenmauer des Felsenriegels. Ein freier, unabherrschter Felsenriegel ragte die Felsen neben mir empor. Doch oben ein weißes Zimmer: die versteinerte Schneefelder unter solchen Gipfeln.

Ich war zu weit, die Dunkelheit sank immer tiefer — wie der Himmel, ich fühlte mich von diesen fernen Steinhäufen fast bedrückt. Nach einer Viertelstunde blieb ich stehen und lehnte mich an die Felswand. Ich fühlte mich plötzlich schrecklich einsam — auf Stufen keine Menschenfüße. Ich blinde in das Tal mit den drohenden Föhnwinden. Der Weg wurde allmählich sehr schlecht, nur noch ein Neben- und Ueberwachen von Steinen verschiedener Größe und Form. Es war nichts mehr weiter als ein altes Nachstei, in dem ich dahin stolperte. Allmählich bildeten die Felsen dicke Trupps, dann kam wieder eine minutenlange Lichtung. Von einer höheren Stelle aus sah ich den Grindelwald, wo in der letzten Nacht, wie man mir erzählt hatte, ein Wanderer überfallen worden war. Zu beiden Seiten des Weges redeten sich jetzt steile Böschungen empor und auf diesen, unüberwindlich miteinander gewachsen, die Tannen des Grindelwaldes. — Das wird wohl die Stelle gewesen sein, wo man den Touristen überfallen hat! — Da, ein lautes Knacken im Gebüsch über mir und — hol's der Satan — ich fing an zu laufen! Zwar nur ein paar Schritte, dann blieb ich stehen. Sagte mir, daß irgend ein harmloses Waldtier da oben über mich lief, und schalt mich, daß meine Nerven durch die großen Strapazen des Tages überreizt seien. Während ich mir diese sehr vernünftige Rede hielt, ercappte ich mich doch dabei, daß mein Auge das Ende des Föhnwindes lachte. Ich beschloß also meine rebellischen Nerven zu beruhigen. Man mußte doch seinen Willen durchsetzen können. Den langen Alpstock legte ich auf den Boden und kletterte die Böschung des Föhnwindes hinauf. Natürlich war nichts zu bemerken. Da sagte ich mir: Du willst jetzt nach Afrika gehen, eine Stellung einnehmen, wo von deiner Entschlossenheit, Kaltblütigkeit nicht nur dein und deiner Gefährten Leben, sondern auch die Interessen des Vaterlandes abhängen. Schämten müßte man sich.“

Die Nerven, die Nerven“, meinte der alte Glasenapp topfknirsch.

„Ja natürlich die Nerven — ja, aber als preussischer Offizier darf man keine Nerven haben, und diese Stunden waren mir sehr unangenehm. Doch weiter! Wollte ich den Weg auf, vor mir dichtes Tannengebüsch. Himmel, elementar — tatsächlich verlaufen! Das Vernünftige muß gewesen, sich einfach hinzulegen und einschlafen. Aber ich war zu aufgeregt.“

Da kam alle durch den Dampfer und das Wasser nach.

Da ergriff Georg seinen Arm: „Ich komm' doch wohl noch durch, was?“

Eine Faust reichte sich aus der Luft, griff nach dem Halse des Fischers, schnürte Klaus die Luft ab. Er wandte sich ab und würgte. Und dies Würgen war ein Ja! Dann stieg er in das Boot, und der Bruder ging durch das Schiff den alten, ausgetretenen, von den Strudeln der Springfluten unterlegten Sandpfad zum Dampfer.

Aber aus der Springflut war eine Sturmflut geworden. Wind schlug um aus Südwest, wuchs zur Stärke zehn. Klaus schlug mit Stärke eis und ließ den blauen Dampfer ausheulen über die Halligen schlagen. Es ward eine schwere Nacht.

Die Wellen schwirten angreifend um das einsame Haus auf der Hohehallig, und drinnen lag einer bei der qualmenden Petroleumlampe. Er steckte die Finger in die Ähren und zerbiß das Mundstück seiner Tabakspfeife.

Dreimal ging er vor die Tür, und die Wellen schwirten gegen seine Brust und saßen stoffbetäubt zu seinen Füßen. Draußen wühlte sich ein großes, brüllendes Gewas, das sprang an wie eine Riesentafel. Das war der blaue Dampfer!

Dreimal ging Klaus wieder in das dunkle, verqualmte Zimmer. Aus den finsternen Ecken sprang es ihm entgegen, mit Würgelgebärden — warf sich an seine Brust — schlug spärliche Fäden in seinen blauen Hals. Und er taumelte zum Tisch, sein Kopf fiel auf die Arme...“

Der blaue Dampfer aber draußen schrie wie ein höhnend. Und was er schrie, das verstand der Fischer trotz des Sturmes zu gut. Da sprang Klaus auf und schlug auf den Boden, mit der Stirn gegen die Bretter. Und wieder schrie es: „Klaus! Klaus! Klaus!“

Er holte die Bibel und schlug sie auf und stierte bei dem flackernden Lichte darauf. Da stand er ein gellendes Hohngeklächter aus. Was er aufgeschlagen hatte, das war ja die Geschichte von Abel, dem Hirten und seinem Bruder — Klaus! schrie es draußen, Klaus — Klaus!

Was dann seine Zähne fest gegeneinander bißen. Und er ging hinaus und taumelte zum Strand und sprang in das Boot. Wie ein toller Hund laute es in die drüllende See. Klaus aber biß sich die Lippen wund und hielt die Riemen gegen den Sturm, daß die Haut platze.

Der Dampfer war von wildtösenden Wellen umbrandet. Und oben auf seiner Spitze, dort wo die Fischer das Kreuz errichtet hatten, da lag ein Mensch, da lag — Georg. Der Fischer wachte nicht, wie er mit dem Boot hindurchgekommen war. Wachte sein, daß in diesem heulenden Todesstrudel der Herrgott die Riemen gefürht hatte — mochte schon sein. Dann aber lag der Bruder im Boot, und Klaus lachte mit zitternden Händen das Herz und fühlte schwachen Schlag, und dann sank er in sich zusammen und weinte, still — wie man weint, wenn man glücklich ist...“

Und beide im Boot, sie trieben dahin im Sturm, aber irgendeiner führte die Riemen für sie. Weiß keiner, wer es war.

Einmal fuhr Georg hoch und sah mit aufgerissenen Augen zu Klaus. „Die Wasser steigen“, flüsterte er, „immer höher, immer höher.“

Und Klaus nicht still. „Ich wollte Dich morden, Bruder, aber der Herrgott ließ es nicht zu.“

„Bruder!“ stammelte Georg still und lag mit offenen Augen im Boot, „Bruder!“

Sie trieben weiter durch die Flut, und plötzlich schrie Georg auf. „Klaus, unsere Hallig!“ Und wie der Fischer zu, da hatten sie die Hohehallig erreicht, und die Landung, auf der Jahrhundert das Schlichtmannsche Haus gestanden, sie war abgebrochen — fort. Fort das Haus und die Rede und die Boote — nur ein einziger gähnender Schlund brauchte vor ihnen.

„Die See hat gegeben, und die See hat genommen“, sagte Klaus da still, „Bruder. Vielleicht — ist es gut so.“ Dann beugte er sich vor. „Wenn der Herrgott uns rettet, Georg, dann — dann fuhr ich mit Dir weit fort — immer auf der See...“

„Und Wiebke?“ lächelte Georg schwach.

Klaus runzelte einen Augenblick die Brauen. Dann fielen langen große Tränen aus seinen Augen. „Weißt Du, Bruder, leben heißt immer geben, alles opfern, still, still opfern, — ohne zu klagen.“ Und dann noch einmal, leiser: „Und ich fuhr doch mit Dir, Georg!“

Die scharfen Zweige zerkrachten mir das Gesicht, ich stolperte über irgend etwas. Ein Waldtier flüchtete aufgeschreckt, ich hastete weiter durch die einfach undurchdringliche Finsternis. Da, ein schwaches, mattes Licht. Ein Haus! Ein Waldhaus oder eine Zehnhütte. Ich beschloß, um Einlaß zu bitten und da zu bleiben.

Ich klopfte ans Fenster, einmal, zweimal — niemand öffnete. Still und tot lag das Haus da auf einer kleinen Lichtung; es lag so recht in diese wilde Umgebung. Nach einigen Schritten fand ich die Tür, die von außen mit einem Riegel gesichert war. Also eine verlassene Zehnhütte! Einmal, ich trat ein und fand nach kurzem Tappen eine Stren. Ohne Licht anzuzünden wartete ich mich darauf nieder und mußte wohl trotz der hochgradigen Aufregung sofort einschlafen.

Wie lange ich geschlafen, wußte ich nicht. Wollte wachte ich auf mit dem dumpfen Gefühl, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Lauschte angestrengt. Nichts, draußen streifte irgend etwas an der Wand entlang. Ich hörte es ganz deutlich.

Es schien mir plötzlich ganz klar, daß Wilder oder noch schlimmere hier einen Schlafpunkt hatten. Wozu dient sonst die Hütte mitten im Wald? Ich hatte plötzlich den lebhaften Wunsch, irgend einen bestimmten Gefährten ins Auge zu fassen — nur nicht länger dies entstellte, dumpfe Angstgefühl. Ich rief also ein Strohgeschloß an und hielt es empot, gleich darauf sprang ich entsetzt zurück. Was sich meinen Augen bot, war grauenhaft. Mir war es, als würde mein Herz von einer kalten Faust gepackt und trampelhaft zusammengepreßt. In meiner unmittelbaren Nähe lag ein riesiger, graugelber Keel auf dem Rücken — tot. Er war nur mit einem schwachen Band bedeckt. Der Mund stand weit offen und ließ ein gelbes Gesicht sehen, weit aufgerissene Augen, rot unterlaufen, grau und stier. Graue Haartstrahlen hingen dem Toten um die Stirn, das ganze übrige Gesicht war von Bartstoppeln bis dicht unter die Augen bedeckt. Die Hände waren in das Bett eingekramt. Ich hatte das Gefühl, daß der Tote jeden Moment aufspringen und mir an die Kehle wollte. So lächerlich das jetzt klang, damals wirkte es furchtbar auf mich.

Ich fand von Entsetzen gelähmt — sei es nun, daß mein flackerndes Strohgeschloß dies so ersahen ließ, ich glaubte, der Mensch mache vergebliche Anstrengungen, sich zu erheben. Ich ließ die Schachtel fallen, stieg einen Schritt aus und stürzte an die Tür, im Herzen die furchtbare, beständige Angst, die wohl ein Furchtgefühl kenne. Da wurde die Tür von außen aufgeknallt, und ich sah zwei Kerle, von denen der eine ein Weib trug. Tod und Wahnsinn! Meine Gedanken verwirrten sich, ich taumelte zu Boden...“

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf derselben Stren. Der Tod war mit einem alten Luge zugegeben. Neben mir lag ein Herr, an der Stirn leuchtete der Mann, den ich zuletzt mit dem Weib gesehen hatte. Der eine war der Älteste, in der Nacht an das Lager des sterbenden Vaters gewesen. Sie bemerkten, daß die Tür von außen geöffnet war und glaubten, daß Geistesblinde eingedrungen wäre. Als sie eintraten, so erzählten sie, sei ich mit verzerrtem Gesicht herausgeführt und dann in Chumakot gefallen.

Mittlerweile war es ganz hell geworden. Ich dankte den Reuten und ging mit dem Doktor nach Grindelwald. Aber so recht fühlte ich mich erst wieder, als ich im Hotel einen Rognat getrunken hatte und dem Rauch meiner Zigarette nachlag.

Schnelle Lösung.

Skizze von Kurt Meißner.

„Das Halsband der Fürstin Orloff gestohlen?“ Kommissar Ray setzte sich, nachdem er das Fenster geöffnet hatte, und blickte Herrn Schamm an, das war der Förstner des Hauses, ein kleines Männchen mit einem Vogelkopf. Er sah noch sehr elend aus, das Chloroform hatte ihn schrecklich mitgenommen.

„Erzählen Sie genau der Reihe nach, was geschehen ist.“

Herr Schamm zitterte an allen Gliedern. „Sie wissen, daß mein Arbeitgeber Kunst- und Juwelenhändler ist. Er hat oben in dem großen Treppenturm ein wertvolles Stück im Hause liegt. Gestern teilte er mir mit, daß er das Halsband der Fürstin Orloff in Verwahrung habe. Er meinte, es sei vierhunderttausend Mark wert und ich solle ja gut aufpassen. Dann fuhr er mit seinem Auto nach Berlin, und ich habe ihn seit der Zeit nicht wieder gesehen. Oder doch — ich habe ihn wieder gesehen. Das heißt, nicht ihn selbst...“

„Das klingt ja recht verworren.“

„Ich will es erklären. Also heute Abend um acht sah ich in meiner Küche und strich den Schrank an, mit weißblauer Lackfarbe. Das Haus war verlassen. Wollte ich die Schritte im Treppenturm, es klingelte. Ich legte den Pinsel hin und ging zur Haustür. Da stand mein Chef, Herr Schamm. Ich öffnete. Er trat ein und wartete, bis ich wieder geschlossen hatte. „So spät noch?“ fragte ich. Er nickte. Dann öffnete er seine Aktentasche, holt gemächlich einen dicken Wattlebauch hervor, öffnete eine Flasche und goß etwas darauf. „So“, sagte er. „Ich sah ihn recht erstaunt an, plötzlich fing er an zu grinsen. Wenn Sie sich einbilden, ich bin Herr Schamm, so irren Sie sich, aber Schamm, sagte er. „Herr Schamm ist in Berlin.“ Und ehe ich noch was erwidern konnte, bekam ich einen furchtbaren Schlag vor das Kinn, ich sank zu Boden, fühlte, wie er mir den Wattlebauch kräftig auf die Nase drückte, und dann wachte ich nicht mehr.“

„Wenn ich Sie recht verstehe, so hat sich also ein Betrüger in der Maske Herrn Schamms eingeschlichen, um auf diese Weise in aller Gemütsruhe und ohne aufzufallen, den Treppenturm zu betreten.“ — Schamm nickte: „Wenn ich den Kerl erwische! Er hat mir einen ungeheuren rohen Schlag versetzt. Ich bin jetzt noch ganz schwach.“ — „Um. Es ist jetzt ein Viertel nach zehn. Wann sind Sie wieder zu sich gekommen?“

„Nur vor zehn Uhr. Ich richtete mich mühsam auf, und es dauerte eine ganze Zeit, bis mir alles, was geschehen war, wieder ins Gedächtnis kam. Na, ich lief sofort nach oben. Die Treppentür stand weit offen, so wie Sie es gesehen haben, und der Schrank war leer.“

„Was taten Sie dann?“

„Ich suchte nach dem Einbrecher. Der war aber längst über alle Berge. Er hat mir den Hauschlüssel aus der Tasche genommen, während ich betäubt lag, und ist verduftet. Dann telefonierte ich Sie auf der Polizei an und dann bei Herrn Schamm in Berlin. Er wird gleich kommen. Wenn er sich sehr beeilt, kann er die Strecke in einer halben Stunde mit seinem Auto schaffen. Soffentlich kündigt er mir nicht meine Stellung.“

Ray betrachtete sich mit Schamm zusammen das ganze Haus, von der Küche, die im Erdgeschoß lag, bis zum Dach. Bald darauf hatte man ein Auto vor dem Hause halten, ein festes Klingeln ertönte. Herr Schamm kam heimgelockt, ihm weislich im Gesicht.

„Man hat das Halsband der Fürstin Orloff gestohlen?“

„Ich er.“

Ray stellte sich vor. Schamm ergriff seine beiden Hände. „Sie müssen den Täter finden, Herr Kommissar. Ich hatte einen Käufer, einen Amerikaner, der morgen kommen und den Schmutz kaufen wollte. Nun Sie alles, was in Ihrer Macht steht.“

Ray setzte sich und steckte sich eine Zigarette an. Schamm tief aufgeregt im Zimmer hin und her.

„Plötzlich ließ Ray die Zigarette fallen. Er starrte vor sich hin, als ob er eine Entdeckung hätte. Langsam blickte er sich und hob die Zigarette wieder auf.“

„War das Halsband verpackt, Herr Schamm?“

„Ja, leider nur mit dreihunderttausend Mark.“

„So“, sagte Ray. „Darf ich bitten, die nächsten zehn Minuten nicht aus dem Zimmer zu gehen? Alle beide, bitte.“

Er verließ den Raum, ging die Treppe hinunter und trat auf die Straße. Nach genau zehn Minuten kam er wieder mit vier Schülern, die sich neben der Tür aufstellten.

„Ich werde jetzt zur Verhaftung des Täters scheitern“, lächelte er.

„Des Täters?“ fragte Schamm. „Aber wo ist er denn?“

„Hier!“ sagte Ray und deutete — auf Schamm.

„Ich? Aber, Herr Kommissar, ich war doch in Berlin, als die Tat geschah. Und warum sollte ich mein eigenes Halsband stehlen?“

„Um die Versicherungssumme herauszuschinden.“

„Sie können diesen phantastischen Verdad nicht beweisen.“

„Haben Sie während der letzten zehn Minuten das Zimmer verlassen?“

„Nein.“

„Dann sind Sie schon überführt.“

„Weichen Sie!“

Statt aller Antwort stand Ray auf und näherte sich Schamm, ergriff den Saum seines hellgelben Mantels und zog ihn hoch. Da lag der Abdruck einer Hand, einer blauen Hand.

„Herr Schamm, ist das die Farbe, mit der Sie Ihren Kuchenschrank angestrichen haben?“

Schamm nickte.

„Bemerkten Sie sich nicht, daß Sie im Hals den Mantel des Menschen streifen, der sich als Ihr Chef ausgab?“

„Ich bemerke mich nicht.“

Schamm schrie wild auf: „Ich habe ein Alibi!“

„Gedacht“, sagte Ray. „Die Strecke nach Berlin wurde heute von der Verkehrspolizei überwacht. Sie sind heute dreimal diese Strecke gefahren, jedesmal mit einem Begleitschutz der Gendarmerie. Ich habe eben mit der Polizei telefoniert. Sie haben herbei, haben Ihr eigenes Halsband, raffen nach Berlin zurück, um sich dort von der Mitteilung des Diebstahls pflichtschuldigst überlassen zu lassen, und kamen wieder hierher. Die sehr deutlichen Fingerabdrücke auf Ihrem Mantel beweisen einwandfrei, daß Sie selbst den Diebstahl begingen. Die Sache war schon eingeleitet, als ich kam. Daß aber Herr Schamm gerade heute seines Kuchenschrank streichen mußte — das war für Verderb.“

Schamm sank gebrochen in einen Sessel. Es machte keine Schwierigkeiten, ihm die Handschellen anzulegen...

Quecksilber sucht eine Tote.

In England hat sich noch eine alte Sage erhalten, dem zufolge man die Leichen Grabsucher finden kann, wenn man einen Laib Brot etwas ausbleicht und mit Quecksilber gefüllt ins Wasser wirft. Natürlich wurde die Stillschaltung dieser Behauptung von aufgeklärten Reuten entschieden bestritten. Und doch scheint ein Fall, der sich erst kürzlich zutrug, eine Bestätigung der Sage zu sein. Ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren wurde bei der Polizei in Verwahrung als vermisst gemeldet. Man hatte es zuletzt auf einem Weg gesehen, der zu einem Kanal führte. Dort am Ufer fand man auch die Handtasche der Vermissten, doch das Abwischen des Kanals blieb erfolglos. Die Leiche wurde nicht entdeckt. Schließlich meldete sich ein Verwandter des jungen Mädchens und bat, einen Versuch mit den alten Mitteln Brot und Quecksilber machen zu dürfen. Die Polizei gab ihre Zustimmung, und in ihrer Gegenwart wurde ein zum Teil ausgehöhltes und mit dem flüssigen Metall gefülltes Laib Brot in den Kanal geworfen. Nach Angabe des Mannes mußte das Brot über Nacht im Wasser bleiben. Als die Polizei am nächsten Morgen mit dem Verwandten den Kanal absuchte, fanden sie den Laib Brot wenige Meter von einer Brücke entfernt mitten im Wasser schwimmen. Unter fieberhafter Spannung wurde die Stelle mit Wootshaken abgesehen. Die Grabsucher kamen zum Vorschein. Die Polizei war verblüfft. Niemand wußte, ob ein Zufall spielte oder ob wirklich ein Zusammenhang zwischen dem Quecksilber und dem schmerzlichen Fund bestand.